



Friedrich von Matthiſſon.

Des Lebens ungemischte Freude
 Ward keinem Irdischen zu Theil.
 Schiller.

Wunderbar freundlich und wunderbar feindselig spielt das Schicksal im Leben der Menschen, sie bald durch jede Günst beglückend, bald mit harten Schlägen verwundend. Wenigen lächelt das Glück vom Anfange bis ans Ende ihrer irdischen Laufbahn; ja Viele, die es früher lieblosend in seinem Schooſe wiegte, läßt es oft später in jede menschliche Noth gerathen. Am glücklichsten sind gewöhnlich noch diejenigen, welche des Schicksals Härte in der Kindheit trifft, in den folgenden Lebensaltern aber desto mehr von demselben begünstigt werden. Einer dieser Glücklichen war Friedrich von Matthiſſon. Zwar erblickte er, am 23. Januar 1761, als vaterlose Waise das Licht der Welt; zwar starben auch später, bald nach einander, die treuen Führer seiner Jugend, und manche schmerzliche Trennung blieb nicht außen; aber dennoch war sein übriges Leben eine zusammenhängende Reihe glücklicher Verhältnisse, und sein guter Genius verschaffte ihm stets, durch Freundschaft und Liebe, wie durch Kunst, Natur und Wissenschaft, die reichsten Genüsse.

Sein Urgroßvater, ein schwedischer Kaufmann, hatte sich mit seiner Familie von Stockholm nach Elbing gewendet, und dort ward ihm 1699 ein Sohn, Matthias Matthiſſon, geboren, welcher sich der Theologie widmete und Prediger der Dorfgemeinden Krakau und Preſter bei Magdeburg ward. Unter dessen 6 wohlgerathenen Söhnen war Johann Friedrich der älteste des unsrigen Vaters. Auch er studirte Theologie, und war bis 1758 preussischer Feldprediger. Nicht nur durch seine ansprechenden Predigten, sondern auch durch das besondere Talent des Improvisators, war er bei Offizieren, wie bei Gemeinen, höchst beliebt. Durch eine metrische Predigt feuerte er einmal, nach dem Wunsche des Prinzen Heinrich, kurz vor einem Treffen, die Soldaten zur Tapferkeit an. — Als ihm beim Ueberfall von Hochkirchen, den 14. Okt. 1758, da er sich schnell auf sein Pferd schwang, um sich pflichtmäßig in Sicherheit zu bringen, der Oberst von Phull scherzend zurief: „Wo hin, Herr Feldprediger? Halten Sie fein Stuch und bleiben Sie bei uns.“ — antwortete er sogleich in folgenden Reimen:

Der Ruf geht nur an euch, ihr Streiter,
 Und nicht an mich, der ich nur Hirte bin;
 Stuch halt' ich nicht, ich reite weiter,
 Bis dort zu jenen Bergen hin;
 Da ber' ich dann, wie Moses that,
 Bis sich der Kampf geendet hat. —

Bald darauf folgte er dem Rufe als Landpfarrer nach Hohenobeleben in der magdeburgischen Börde, und wurde dann mit seiner Lebensgefährtin, einer gebornen Galežky aus Zerbst, nach langer Tren-

nung, von neuem vereinigt. Aber leider war dieses eheliche Glück nur von kurzer Dauer! Nur die Geburt einer Tochter erlebte der treffliche Mann, und starb schon im Dez. 1760, einen Monat früher, als unser Matthiſſon geboren wurde. Nicht lange nachher mußte die unglückliche Mutter, mit ihren beiden kleinen Kindern, das bequeme und geräumige Pfarrgebäude räumen und das enge und unheimliche Wittwenhaus, nebst dem anstoßenden Gärtchen, mit des Vorgängers Wittwe theilen, einer unverträglichen, boshaften Frau, welche ihr mehrmals die sorgfältig besäeten und bepflanzen Gemüſebeete heimtückisch zerstörte. Unter diesen Umständen fand sie nur Trost und Erheiterung in ihren beiden fröhlich aufblühenden Kindern, Dorothea und Friedrich, und dieß um so mehr, da sich die beiden Geschwister mit kindlicher Schwärmerei liebten. Die zärtliche Schwester ging darin so weit, daß sie stets, für jeden Fehler des Bruders, Schuld und Strafe auf sich nehmen wollte. —

Den ersten Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen erhielten sie mit der übrigen Dorfgemeinde, indem Friedrich mit den Knaben zum Cantor, Dorothea mit den Mädchen zum Organisten ging. Friedrich konnte sehr bald der Mutter aus der Bibel vorlesen, und verlangte dann, nach Belieben darin lesen zu dürfen; allein diese gab ihm das Buch, alles Bittens ungeachtet, niemals in die Hände, sondern schlug ihm mit kluger Auswahl auf, was er lesen sollte. Bei der Erkennungs-Szene in der Geschichte Josephs und seiner Brüder ward der Knabe so gerührt, daß ihm die Stimme versagte und er vor Schluchzen nicht weiter lesen konnte. Bald ward das Vorlesen der Geschichte Josephs eine Belohnung für musterhaftes Betragen und außerordentlichen Fleiß. — Häufig erzählte die Mutter den Kindern auch von dem verewigten Vater, seinen Tugenden und Kriegsfahrten. Als sie einst, an einem Frühlingsabende des Jahres 1770, in der Gartenlaube auch so erzählte, da brachte die magdeburger Botenfrau derselben einen Brief, welchen sie sogleich mit dem freudigen Ausrufe: „Ach, vom lieben Herrn Schwager in Salza!“ Gutes ahnend empfing. Derselbe, Friedrichs zweiter Dheim, war Diaconus in der Stadt Großen-Salza, und sprach in diesem Schreiben den angelegentlichen Wunsch aus, seines unvergeßlichen Bruders einzigen Sohn um so mehr als den seinen betrachten zu dürfen, als er fest entschlossen sei, sich niemals zu verheirathen. Am Schlusse gab er noch die Versicherung, den Knaben vorzugsweise nur in denjenigen Gegenständen zu unterrichten, für welche er besondere Anlagen zeigen würde.

Die besorgte Mutter, das Beste ihres Sohnes von dieser Fürsorge freudig hoffend, brachte schnell dessen kleine Mitgabe in Ordnung, und führte ihn selbst zu dem guten Dheim, der seinen Neffen mit

gleicher Herzlichkeit aufnahm, wie die 19jährige, mit großen Vorzügen des Körpers und Geistes ausgestattete Base, die dem Hauswesen ihres Bruders vorstand. Sie hatte ihren Geist und Geschmack durch die Schriften von Klopstock, Wieland, Lessing, Uz, Gellert, Rabener und Gessner gebildet, besaß außer deren Schriften die bremischen Beiträge, die Literatur-Briefe und einige Erbauungsschriften von Spalding, Tiede, Sturm und Pazke und stand mit dem edlen Dichter von Klopstock zu Magdeburg in Briefwechsel. Sie machte sich die Geschmacksbildung ihres Neffen, der bald ihr ganzes Wohlwollen gewann, zum angelegentlichsten Geschäft. Nach vollbrachtem Tagewerke in der Stadtschule mußte er theils vorlesen, theils abschreiben oder auch auswendig lernen, was seiner Fassungskraft angemessen war. Dagegen ließ ihn der Dheim, ein redlicher und gelehrter, aber kränklicher und dem Pietismus ergebener Mann, der übrigens seinem Pflege Sohne der sorgsamste und liebevollste Vater war, aus dem alten magdeburger Gesangbuche vorzugsweise Lieder auswendig lernen, in denen die mystische Tendenz der Herrnhuter ausgedrückt war. Dessenungeachtet nahm der Dheim lebhaften Antheil an den Fortschritten der deutschen Literatur, und Besuche von Klopstock, Pazke, Funk, Sturm u. A. machten ihm große Freude. Mit gespannter Aufmerksamkeit hörte dann der kleine Matthiesson, in einem Winkel des Zimmers sitzend, ihren gelehrten Unterredungen zu, und war wie begaubert, wenn Pazke, damals ein vorzüglicher Declamator, eine neue Ode von Ramler vortrug.

Die Krankheit des guten Dheims, welcher an der Schwindsucht litt, nahm bald so sehr zu, daß er 1771 starb. Glücklicher Weise lebte der Großvater in Krakau noch, und so zog die Base mit dem zum zweiten Male verwaisenen Neffen in das Aelternhaus, wo der fromme Greis Matthias Matthiesson und seine ehrwürdige Gattinn Tochter und Enkel liebevoll empfingen. Die Mutter und Schwester kamen hierauf zum Besuche dahin und wollten unsern Matthiesson wieder nach Hohenodeleben mitnehmen; allein das gab der Großvater durchaus nicht zu, sondern versprach ihm Vater zu sein bis an seinen Tod, und er hielt sein Versprechen, so schwierig es auch für ihn war, neben seinen vielen Amtsgeschäften, den Enkel zu unterrichten. Mit unermüdblichem Eifer und strenger Regelmäßigkeit ertheilte er ihm Unterricht in der lateinischen und griechischen Sprache, nur durch die Freude über den Fleiß und die Fortschritte des Zöglings belohnt. Mit gleicher Liebe setzte auch die Base ihr Geschäft der Geschmacksbildung fort, und steigerte dadurch in dem Neffen die Dankbarkeit und Verehrung so hoch, daß dieser sie als das Ideal aller Vollkommenheiten des Geistes und Herzens ansah. Es konnte ihn daher auch nichts so sehr freuen, als ihr Beifall, und nichts mehr betrüben, als ihr Mißfallen; deshalb ergriff er auch begierig jede Gelegenheit, ihr eine unverhoffte Freude zu machen. — So näherte sich Friedrich im Pfarrhause zu Krakau, unter ernstlichen und heiteren Beschäftigungen, dem ernstesten Jünglingsalter, seine Tage in jugendlich sorglosem Frohsinn verlebend. Eines Abends, als er seiner geliebten Base die ersten Rosen aus seinem Gärtchen bringen wollte, fand er sie nicht, wie gewöhnlich, im Wohnzimmer

beim Großvater, dem sie da die Zeitungen vorzulesen pflegte. Ein plötzliches Unwohlsein hatte sie befallen, welches sich bald als ein hitziges Fieber ankündigte. Nach wenigen Tagen folgte sie dem vorangegangenen Bruder in's Jenseits.

Dieß war der erste gewaltige Schlag, welcher Friedrichs innerstes Wesen und seinen angeborenen Frohsinn tief erschütterte. Er war unzertrennlich von der theuern Leiche, sprach immer zu ihr, bat sie mit dem Tone der Verzweiflung, ihm doch zu antworten. Als man den Sarg einsenkte, war es ihm zu Muthe, als ginge vor seinen Augen die Welt unter. Jeder Abend fand ihn am Grabe der Verklärten, und niemals ohne Zweig oder Blume aus seinem Gärtchen, es damit zu schmücken. Seitdem waren die Stellen in Klopstocks Messiasde, welche die Verstorbene zuletzt mit ihm gelesen hatte, seine Lieblingsunterhaltung. Den kräftigsten Trost schöpfte er jedoch aus der Engländerinn Elisabeth Rowe „Sendeschreiben von Verstorbenen an Lebende“, weil sie den Glauben in ihm befestigten, daß es den Geistern der Abgeschiedenen vergönnt sei, die Pfade der Hinterbliebenen, segnend und mitwissend, bis zur Wiedervereinigung, zu umschweben. Die Großältern verschlossen zwar ihren Schmerz im wunden Herzen, aber dem trauernden Enkel entging er dennoch nicht; denn er sah im greisen Vater seitdem alle Heiterkeit erstorben. Dieser überlebte auch die einzige Tochter, welche mit Recht der Liebling seines Herzens war, nur kurze Zeit, und starb schon im Herbst 1773, von seinen Pfarrkindern, als ihr liebender und geliebter Seelsorger, allgemein und herzlich betrauert. Sein christlicher Wandel war der Spiegel seiner Lehre gewesen und er hatte deshalb in so glücklichen Verhältnissen mit seinen Gemeinden gelebt, daß unser Friedrich sich gleichfalls einst den unbeneideten und geräuschlosen Wirkungskreis eines Landgeistlichen und ihn nach dem Muster des Großvaters würdig auszufüllen wünschte.

(Beschluß folgt.)

W i t t e n b e r g.

(Beschluß.)

Die beiden neuen Vorstädte, außerhalb der Festungswerke, seit 1817 erbauet, heißen Friedrichsstadt und Klein-Wittenberg. Die erstere liegt rechts von der neuen berliner Kunststraße, die andere eine kleine halbe Stunde unterhalb der Stadt, wo man auch ein neues Schießhaus erbauet hat, indem die nächsten Umgebungen der Festung, wo es sonst stand, zu Blockhäusern und Verschanzungen benutzt worden sind. Die Gegend umher ist zwar flach und sandig, bei der Stadt aber gut angebaut und die Elbauen sind reich an guten Wiesen. Außer den öffentlichen Gärten und Anlagen bei der Stadt gewähren in der Umgegend der Brückendamm, die Brücke, jenseit der Elbe die Propstei (ein Eichenwäldchen), das Vorwerk Fleischwerder, das Dorf Pratau; diesseits die Specke (ein naheß Erden- und Fichtenholz), der Luthersbrunnen, 1 Stunde oberhalb der Stadt, wohin Luther fast täglich spazieren ging, die rothe Marke (ein Eichenwäldchen) und die Weinberge, 1379 angelegt, deren Gewächs aber nur Trauben zum Essen und Essig liefert. — Von Wittenberg gehen Poststraßen nach allen Richtungen, wovon 2 nach Dres-

den (13 M.) auf dem linken Elbufer über Pressch und Torgau, und auf dem rechten über Annaberg und Großenhain, nach Leipzig und Halle (8 M.), nach Merseburg (11 M.), nach Magdeburg (12 M.) und nach Berlin (13½ M.). Dazu kommt noch die berlin-anhaltische Eisenbahn, welche Wittenberg mit Berlin, Köthen, Halle, Magdeburg, Leipzig und Dresden verbindet.

Wittenberg, unbekannten Ursprungs, in den ältesten Urkunden Wiburc genannt, war zuerst eine Burgruine, gegen die Sorben angelegt, von welcher 1174 ein Graf von Wiburc erwähnt wird, und welche kirchlich zum Sprengel des Bischofs von Brandenburg gehörte; hierauf seit 1180 Residenz der askanischen Herzoge von Sachsen, namentlich Bernhards (+ 1212) und seiner Nachfolger, und endlich seit 1227 Stadt, von Rhein- und Niederländern, besonders Flandernern, welche sich, nachdem die unterjochten und gemißhandelten Sorben in die Gegenden an der Oder und Ostsee ausgewandert waren, bei jener Burg und in der Umgegend niederließen, wie die Namen Löben (Löwen), Gräfenhainichen (Gravenhaag), Liebenwerde (Leuwarden), Niemegk (Nimwegen), Bruck (Brügge), Kemberg (Cambrai), Gentin (Gent), Mügeln (Mecheln), Tornau (Tournay), Aken (Aachen), Köln a. d. Spree, der große und kleine Fläming bei Wittenberg beweisen, und nannten den Ort von den weißen Sandhügeln des Elbufers Witten Berg, (weißen Berg) Wittenberg. Diese brachten auch die Tuchmacherei dahin. — Albrechts I. (+ 1269) Gemahlinn Helena, stiftete schon 1238 das Franziskanerkloster, welches zugleich der Begräbnisort der herzoglichen Familie ward. — Wittenberg erhielt 1293 vom Herzog Albrecht II. zuerst städtische Gerechtsame; zugleich befreite er die Bürger, gegen eine zu Michaelis jährlich zu entrichtende Abgabe (Vede) von 50 Mark, von den übrigen Lasten, Frohnen u. Diese stieg später, bei Zunahme der Bevölkerung und des Wohlstandes, auf 100 Mark. Der letztere nahm auch bald so zu, daß die Bürger von der Herzoginn Agnes, Wittve Albrechts II., 1301 das Vorwerk Bruder Angersdorf bei der Stadt mit Aekern, Wiesen, Holz u. kaufen konnten. Schon damals hatte die Stadt ein Hospital z. h. Geiste und ein Haus für Aussäße vor dem Thore. Unter Rudolf I. (1298—1356) gewann Wittenberg immer mehr durch den Fleiß und Muth der Bürger, sowie durch mancherlei Privilegien an Wohlstand und Ansehen. Rudolf selbst erbaute 1342 die erste Schloßkirche. Es ward das Rathscollegium eingerichtet, und 1317 unterschied man Bürgermeister, Rath und Gemeinde. Der Rath hatte die Polizei und Rechtspflege; daher befanden sich unter den 7 Rathmännern auch Schöppen, welche unter dem Vorstehe des herzoglichen Vogtes, nach dem Sachsenspiegel, der magdeburger Willkür und anderen Wisthumen, Recht sprachen. Das wittenberger Gericht hatte selbst einen auswärtigen Ruf, so daß Städte und Fürsten der Nachbarschaft sich dem Spruche der hiesigen Schöppen unterwarfen. Nach Einführung des römischen Rechts trat an die Stelle des herzoglichen Vogtes ein studirter Stadtrichter, vom Herzoge bestellt. Auch die Münzgerechtigkeit erwarb sich die Stadt für 14 Mark, und schon 1330 kommt moneta wittenbergensis vor. — Obwohl die Herzoge auf dem Schlosse in Wittenberg residirten

und auch eine Besatzung unter einem Hauptmanne hatten; so mußten die Bürger dennoch, nach der allgemeinen Sitte des Mittelalters, für die Sicherheit ihres Verkehrs und ihrer Mauern sorgen, die Schiffsahrt auf der Elbe und die Straßen gegen adeliche Strauchritter und Wegelagerer schützen. Zur Erhaltung des Landfriedens schlossen sie bereits 1306 mit Aken und Herzberg, 1323 mit Zerbst, Köthen und Dessau Schutz- und Trugbündnisse, welche von ihren Herzogen und den Grafen von Anhalt durch besondere Briefe bestätigt wurden. Im Jahre 1389 zerstörten sie, in einer Fehde mit Otto von Dübau, welcher als Befehlshaber und Landfriedenbrecher in Liebenwerde (dem heutigen Kropstädt) hauste, dessen Burg. Herzog Rudolf III. belobte die tapferen Wittenberger und verbot dem Raubritter, die Burg wieder aufzubauen. Sie unterhielten deshalb auch einen geordneten Wehrstand: alle Bürger waren wehrpflichtig, und jeder mußte sein Heergewette: Schwert, Harnisch und Armbrust, haben. Der Rath hielt deshalb einen Harnischmeister und Armbruster, welcher das Heergewette, für den Genuß des Bürgerrechtes und anderer Vortheile, besorgen und beaufsichtigen mußte. Zur Uebung in den Waffen wurden jährliche Musterungen mit Festlichkeiten, Vogel- und Scheibenschießen gehalten, und den Bürgern die niedere Jagd auf der Stadtfur gestattet. Schon früh gab es hier eine Schützengilde. Die Grundlage des Städtewesens machten die Zünfte und Innungen; sie bildeten den Kern der Bürgerschaft. Sie standen unter dem Rathe, von welchem sie ihre Briefe erhielten und an den sie ihre Abgaben entrichteten. Die ältesten zünftigen Gewerbe in Wittenberg waren seit 1350, wo der Rath auf landesherrlichen Befehl eine Handwerksordnung gab, die Tuchmacher, Bäcker, Fleischer, Gerber und Schuhmacher; zu diesen kamen später noch die Schneider, Kürschner, Gärtler, Fußschmiede und Böttcher. Die Kaufmannsgilde der Gewandschneider wurde 1356 bestätigt. Die wittenberger Zünfte entschieden in streitigen Fällen anderer Städte des Herzogthums. Die Bürger zahlten eine Vermögens-, Gewerbe- und Grundsteuer. Frühzeitig hatte die Stadt Marktgerechtigkeit, und der Budenzins war seit 1354 eine ansehnliche Einnahme. Der Rath, welcher Pfändungen und andere obrigkeitliche Befehle zu vollziehen, schon seit 1357 einen eignen Knecht hielt, und 1371 einen Stadtschreiber anstellte, der mit dem Schulmeister abwechselnd ein Altarlehen genießen sollte, verwaltete das Stadtvermögen durch die Kammerei, und sollte bei jedem Rathswechsel Rechnung ablegen, was er aber nicht that, und daher häufig Unzufriedenheit unter den Bürgern erregte. — Der Verkehr war lebhaft durch die große Hauptstraße, welche aus dem Brandenburgischen, von Danzig, Frankfurt und Berlin nach Leipzig und Süddeutschland ging. Dessenungeachtet hatte Wittenberg bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts nur eine Fährre. Die Bürger waren im ganzen Herzogthume, zu Wasser und zu Lande, zoll- und geleitsfrei und zahlten auch kein Fähr- und später kein Brückengeld. Schon seit 1380 trieben sie freie Schiffsahrt und Kornhandel auf der Elbe. Rudolf III. verlieh ihnen 1415 auch die Stapelgerechtigkeit. Die Tuchmacher hatten bereits 1420 eine Walfmühle.

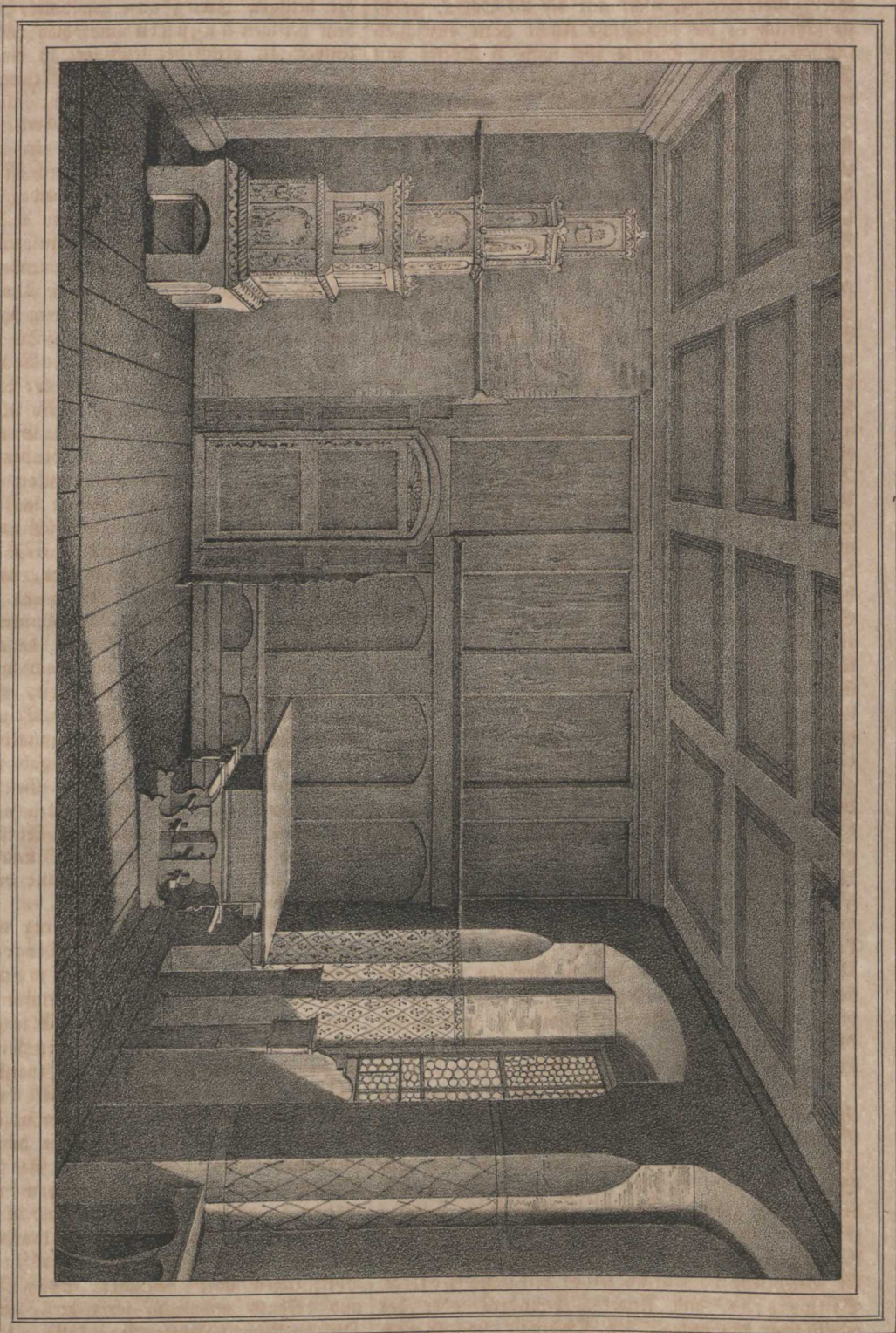
Eine neue, glänzende Periode für Wittenberg

begann mit dem Anfälle Sachsens an die Markgrafen von Meißen, wiewohl der Hussiten- und Bruderkrieg eine Erhöhung der Abgaben erheischte; denn die Heerfahrten nach Böhmen und die Befestigung der Stadt kosteten viel Geld. Friedrich I. der Streitbare erließ der Stadt seit 1424, wegen ihrer guten Dienste, nicht nur die 23 Schock, welche sie jährlich in die herzogliche Küche hatte entrichten müssen, sondern schenkte ihr auch 3 Dörfer mit Gerichten, Zinsen u., und Friedrich II. der Sanftmüthige (1428—64) verkaufte der Stadt 1441 die Gerichtsbarkeit für 1000 rheinische Gulden, bestimmte 1449 durch einen Vertrag zwischen dem Rath und der Bürgerschaft des ersten Obliegenheiten, und baute die erste Elbbrücke, durch welche der Verkehr bedeutend erleichtert und befördert wurde. Das Rathsscollegium erweiterte sich und bestand seit 1449 aus einem dreifachen Rathe, der jährlich wechselte, und 3 Bürgermeister und 18 Rathsmänner, ohne den Stadtrichter, zählte. Schon auf den Landtagen in Torgau gab Wittenberg seine Zustimmung zu den allgemeinen Landbeden, wodurch es das Recht der Landstandschaft erwarb, und daher später als schriftfällige Haupt- und Residenzstadt auf den Landtagen durch 2 Bürgermeister vertreten erschien, mit dem Vorsitze unter den Städten des Kurkreises auch die Stelle im Ausschusse behauptend. Unsterbliche Verdienste erwarb sich um die Stadt Friedrich III. der Weise (1486—1525), welcher auch die meiste Zeit seiner Regierung hier residierte, durch den Bau einer neuen Elbbrücke von Eichenholz, welche 10,000 Gulden (damals eine ungeheure Summe) kostete, durch die schon erwähnten kostbaren Bauten, besonders aber durch die Stiftung der Universität 1502. Die Stadterlangte durch sie den höchsten Grad ihres Wohlstandes, und durch die von ihr durch Luther und Melanchthon ausgehende Kirchenverbesserung eine weltgeschichtliche Berühmtheit, welche ihren Bierruhm durch den Guckuck, wie man das hiesige Bier nannte, bei weitem überstrahlte. Nichts desto weniger war Wittenberg damals, die wenigen öffentlichen Gebäude ausgenommen, nicht viel besser als ein Dorf. Melanchthon, welcher die Stadt Leucorea nennt, giebt in einem Briefe an Camerarius eine Schilderung von ihr als von einem elenden Neste mit Lehm- und Strohhöhlen. Der erste Rector Dr. Pollich aus Mellerstadt in Franken sagt: „es liege an der äußersten Gränze der Civilität, von da man gleich in die Barbarei komme“; und Luther konnte nicht begreifen, wie in solcher Barbarei eine Universität habe entstehen können.

Die nächste Veranlassung zur Stiftung der Universität gab Kaiser Maximilian I. auf dem Reichstage zu Worms 1495 durch seine Aufforderung, daß jeder Kurfürst in seinen Landen eine hohe Schule errichten möchte; dann der Ruhm der Albertinischen Linie durch die Universität zu Leipzig; ferner die eigne Wissenschaftsliebe und Frömmigkeit Friedrichs des Weisen und endlich der Rath vieler Gelehrten, namentlich seines Leibarztes Pollich, Staupizens und Anderer, besonders aber des päpstlichen Gesandten, des Cardinals von Gurk, der freilich nicht abnen konnte, wie verderblich diese Universität bald der Hierarchie werden würde. Nachdem man, dem Geiste des Zeitalters gemäß, erst die Sterne um Rath gefragt hatte, wurden die Bestä-

tigungsurkunden des Papstes am 2. Februar, des Kurfürsten am 6. Juli 1502 ausgefertigt und ihr darin gleicher Rang, gleiche Rechte und Freiheiten mit ihren ältern Schwestern Paris, Pavia, Siena und Leipzig ertheilet. So ward sie den 18. October 1502 feierlich eröffnet, nachdem man sie Gott und der heiligen Jungfrau gewidmet, besonders aber dem heiligen Augustin empfohlen hatte. Die neue Universität, gleich der leipziger, in die 4 Fakultäten der Theologie, Jurisprudenz, Medicin und Philosophie zerfallend, erlangte früher, als jede andere vor und nach ihr, einen ausgebreiteten Ruf nicht nur in Deutschland, sondern in ganz Europa, durch Luther, der 1508, und durch Melanchthon, der 1518 an dieselbe berufen wurde, so wie durch andere berühmte Männer (Bruno de Nola, Hollmann), welche die Religion reinigten, die Wissenschaft erweiterten, aufs Leben anwendeten und systematisch betrieben. So können Dogmatik und theologische Moral Wittenberg ihre Wiege und das 17. Jahrhundert ihr Geburtsjahr nennen. Petrus Ravennas lehrte 1503 die Rechte mit so großem Beifall, daß selbst Friedrich der Weise und Johann der Beständige seine Vorlesungen besuchten. Jener Ruf selbst zog viele Gelehrte von Bedeutung und zugleich auch viele Studenten nach Wittenberg, deren Anzahl im Reformations-Zeitalter nicht selten auf 2000 stieg, so daß Viele in Pratau wohnen mußten. Später zählte sie durchschnittlich nur 350. Von 1502 bis 1655 studirten 67,858, von 1656 bis 1772 nur 28,216 Studenten, und von 1772 bis 1813 noch weniger. Sie waren anfangs einer strengen, fast schulmäßigen Aufsicht unterworfen. Dessenungeachtet waren die Sitten derselben, besonders der Theologen, vor und noch lange nach der Reformation, roh und ungeschliffen, wie das Zeitalter: Raufen, Duelliren, Lärmen, Trinken, Schwärmen, kurz, alle Gräuelt des Pannalismus an der Tagesordnung. — Seit 1507 gab man gedruckte Lektions-Verzeichnisse. Für die Geschichte, welche man damals als eine nur Fürsten nöthige Lektüre betrachtete, ward erst 1579 ein Lehrstuhl errichtet. Dagegen gab es schon seit der Gründung der Universität einen Fechtmeister, und bis 1536 auch einen Professor der Pädagogik.

Nach ihrer innern Einrichtung war die Universität vor der Reformation hierarchisch, nach derselben monarchisch und zuletzt republikanisch. Der Rector magnificus, welcher unverheirathet sein mußte, selten und nur im höchsten Glanze öffentlich erscheinen durfte, hatte in den ersten Zeiten die höchste Gewalt, in jeder Hinsicht, welche zuerst durch Christian I. (1586—1591) beschränkt wurde. Ueberhaupt aber standen die Professoren in hohem Range bei Hofe, wurden von demselben häufig beschenkt, und nicht selten zu Festen, ja zu Gevattern gebeten. Theologie und Jurisprudenz standen vor der Reformation in gleichem Range, weshalb ein Jurist auch Probst an der Schloßkirche sein konnte. Professor Gödden († 1521), welcher zuerst in Deutschland Vorlesungen über deutsches Staatsrecht hielt, und deshalb monarcha juris hieß, war der letzte. Die juristische Doctorwürde kostete 42 Gulden 2 Groschen, die theologische 41 Gulden 7 Groschen, die medicinische 37 Gulden 1 Groschen 2 Pfennige, und die philosophische oder der Magistertitel nur 8 Gulden 3 Groschen. Die Inscriptionsgebühren betrugen



III. 17.

Die Luther-Stube im Augustineum zu Wittenberg.

38. II.



150

nicht mehr als — 5 Groschen 3 Pfennige, wovon der Rector 1 Groschen 6 Pfennige erhielt. Die höchsten Stellen der Theologie und Jurisprudenz brachten nicht über 200 Gulden ein. Die halbjährigen Vorlesungen bezahlte der Student höchstens mit 15 bis 16 Groschen. — Ursprünglich ward die Universität vom Kurfürsten allein unterhalten; seit 1507 aber, wo er ihr die Schloßkirche mit ihren Gütern und Einkünften schenkte, bekam sie nach und nach theils von den Landesherren, theils von Privatpersonen beträchtliche Unterstützungen und Vermächtnisse. Der Universität war auch die niedere Jagd auf einem ziemlich weiten Reviere, der Vogelfang in der kurfürstlichen Waldung und die Fischerei 1 Meile um die Stadt überlassen. Als sie Johann Friedrich 1536 bestätigte, betrugen die reinen Einkünfte derselben von der Schloßkirche 1561 Gulden 1 Groschen, die Besoldungen der Professoren aber 3795 Gulden; das Fehlende mußten die Klöster geben, und zwar die kursächsischen 500, die thüringischen 700, und die meißnischen auch 700 Gulden. Bei der neuen Fundation durch den Kurfürsten August 1569 belief sich ihr Einkommen, außer vielen Naturalien, schon auf 5054 Gulden 14 Groschen 7 Pfennige. Ueberhaupt ward August gleichsam der zweite Stifter der Universität, indem er ihr nicht nur neue Einkünfte anwies und dadurch den Gehalt der Professoren erhöhte, sondern auch für eine Anzahl armer Studirender Stipendien stiftete und Wohnungen bauen ließ, da der erste Stifter und seine Nachfolger nur für Wenige durch freie Kost und eine geringe Geldunterstützung gesorgt hatten. Bis auf August gab es nur 24 Stipendien für „arme, gelehrte Gesellen.“ Dieser wohlthätige Fürst stiftete 1564 mit einem Fonds von 30,000 Gulden zu 1500 Gulden Zinsen 27 Stipendien, darunter mehrere zu 100 Gulden, und vermehrte die Zahl derselben bis auf 150, welche jedoch zum Theil nur in freier Wohnung und Kost bestanden. — Die von Friedrich dem Weisen 1514 im Schlosse angelegte Bibliothek zählte nur 3132 Werke und ward 1548 nach Jena geschafft. Die neue Bibliothek war zu Augusts Zeiten noch sehr unbedeutend, und erhielt später ihren großen Zuwachs durch Privatschenkungen, namentlich der Professoren Dasso, Kirchmayer, Nürnberger, Titius, des Kreishauptmanns von Brinken, des geheimen Kriegsrathes von Ponikau u. A.

In große Unruhe versetzte Wittenberg 1524 des berühmten Mathematikers und Astrologen Stöckler in Tübingen Prophezeiung einer allgemeinen Sündfluth auf den Februar dieses Jahres, so daß der damalige Bürgermeister Hohenborn (1517 bis 1534) ein Viertel Gebräute Bier auf seinen Boden schaffen ließ, um beim Ueberfluß an Wasser nicht Mangel an Bier zu leiden.

Höchst nachtheilig für die Stadt und Universität war es, daß Johann Friedrich der Großmüthige, als der Krieg wegen der Religionsstreitigkeiten unvermeidlich schien, Wittenberg zur Festung machte, wobei die Augustinerkirche abgetragen wurde. Auch widerstand sie, nachdem man die Vorstädte niedergebrannt hatte, Morizens Armee im November 1546, und wurde selbst Karl V. (19. Mai 1547) nach der mühlberger Schlacht, mit 7000 Mann Besatzung, mit Geschütz und Proviant reichlich versehen, und durch die Anwesenheit der Kur-

fürstinn und des Kurprinzen ermuthigt, widerstanden haben, wäre der Kurfürst nicht in der Gefangenschaft des Kaisers gewesen. Daher sagte dieser auch: „Hätten wir den Vogel nicht, das Nest würden wir schwerlich bekommen.“ So ward sie aber schon den 23. Mai durch die bekannte Kapitulation des Kurfürsten übergeben. Karl befah hierauf, in Begleitung seines Bruders Ferdinand und des Herzogs Moriz, das verschiente Wittenberg, besuchte die Kurfürstinn, welche den Besuch in Trauerkleidern erwiderte, und war großmüthig genug, Eigenthum, Gottesdienst und die Gräber der Reformatoren zu schützen, ja er gab denen, die ihn zur Verletzung der Letzteren aufforderten, die ihn ehrende Antwort: „Ich führe nur mit den Lebenden, nicht mit den Todten Krieg.“ Vierzehn Tage blieb die Stadt in kaiserlicher Gewalt, und hatte den Italiener Madrusca, einen menschenfreundlichen Mann, zum Gouverneur.

Seit jenem traurigen Zeitpunkte ward Wittenberg nicht wieder Residenz, blieb aber doch Festung. Indessen nahm ihre Häuser- und Einwohnerzahl, durch Vergrößerung der Vorstädte, bis zum 30jährigen Kriege immer zu, und die albertinischen Fürsten thaten, wie zum Theil schon erwähnt, auch viel für die Universität, seitdem die Hauptnahrungsquelle der Stadt, welche auch noch Kreis- und Legestadt für die Steuern des Kurkreises ward. — Unter den wittenberger Bürgermeistern des 16. Jahrhunderts waren die beiden Kranache und der Buchdrucker Luft, welcher schon 1522 verschiedene Schriften Luthers, 1534 die erste vollständige Bibel druckte, und nach und nach mehrere Tausende lieferte, so daß man ihn damals nur den Bibeldrucker nannte. Im Jahre 1612 erhielt der Rath den ersten Synodus.

Große Störungen verursachte auch hier, wie in ganz Sachsen, schon unter August, noch mehr aber unter Christian I. der Kryptocalvinismus. Ueberhaupt gingen von Wittenberg die meisten Religionsstreitigkeiten im 16. und zum Theil noch im 17. Jahrhunderte aus. — Die Vorstädte wurden nach und nach größer als die Stadt selbst, schlossen aber auch viele Gärten und selbst Aecker mit ein. Im 30jährigen Kriege litt die Stadt sehr viel, namentlich durch Einquartierung und andere Kriegslasten von 1626 bis 1640, so daß der Rath auf dem Landtage von 1640 den Schaden auf 400,000 Thlr. angab. Vergeblich griffen die Schweden, seit dem prager Frieden 1635 Sachsens wüthendste Feinde, die Festung mehrmals an, verbrannten aber 1637 mehrere Joche der Elbbrücke, so daß sie, durch Sturm und Eis noch mehr beschädigt, 1657 abgetragen werden mußte. Nach diesem verheerenden Kriege erholte sich die Stadt wieder, und im ehemaligen Franziskanerkloster ward 1701 vom Senator Quenstedt ein Armen- und Waisenhaus, nebst einer Arbeitsanstalt und Zeugmanufaktur errichtet. Noch 1756 gründete der verdienstvolle Konsistorial-Präsident Graf Hohenenthal in Wittenberg die erste Bürgerschule in Sachsen. Allein der 7jährige Krieg (1756—1763) vernichtete Alles wieder. Beim Ausbruch desselben war die Festung ohne Besatzung, und die Preußen konnten daher, Sonntags den 29. August 1756, ruhig einziehen und sich darin festsetzen. Als hierauf im August 1759 die Pestreicher und Reichs-

truppen die Festung mit einem Angriffe bedrohten, wurden von den Preußen, zur besseren Vertheidigung, die Vorstädte abgebrannt. Sie mußten aber dennoch in 20 Tagen die Festung verlassen, jagten jedoch schon nach 7 Tagen die Reichstruppen wieder heraus. Darauf kehrten 1760 die Oestreicher mit Württembergern zurück und verwandelten die Stadt, durch ein furchtbare Bombardement am 13. Okt., größtentheils in einen Schutthaufen. Die preussische Besatzung ergab sich den 14., und noch schleiften die Eroberer die Festungswerke, als Friedrich selbst erschien, und sie den 23. Okt. wieder vertrieb. Wittenberg blieb nun in der Gewalt der Preußen bis zum Frieden 1763.

Im Jahre 1764 wurden die Festungsrechte aufgehoben und die Mälle zum Theil in Gärten und Anlagen verwandelt. Das Schloß mit der Kirche und den übrigen Hauptgebäuden, mit Ausnahme der Bürgerschule, wurden bald wieder hergestellt. Auch eine neue hölzerne Brücke ward endlich, nach 127 Jahren, von 1784—1787, für 84,456 Thlr., wieder erbaut. In diesem Zustande blieb die Stadt, wo sie 1805 den Kaiser Alexander von Rußland in ihren Mauern sah, bis im Oktober 1806, wo sie Napoleon, welcher den 20. hier eintraf, da die Preußen die Brücke zwar angezündet, die Bürger sie aber, nach ihrem eiligen Abzuge, wieder gelöscht und die Franzosen die Stadt ohne Widerstand besetzt hatten, in der Eile abermals befestigen ließ. Und dieß brachte ihr durch den Krieg von 1812, wo sie Friedrich Wilhelm III. auf seiner Rückkehr von Dresden im Mai besah, wohl nicht ahnend, daß sie nach einigen Jahren, mit dem größten Theile Sachsens, ein Theil der preussischen Monarchie sein würde, neues, unermessliches Unglück. Denn 1813 besetzten die Franzosen Wittenberg von neuem, verstärkten die Befestigung, zerstörten alle Anlagen um die Stadt, verwandelten das neue, vor dem Schloßthore erbaute Armenhaus in ein Blockhaus, und brannten zuletzt auch die Vorstädte nieder. Noch Schlimmeres stand aber der Stadt durch die folgende Belagerung und das Bombardement bevor. Nicht nur die erwähnten öffentlichen Gebäude, sondern auch viele Bürgerhäuser gingen dadurch zu Grunde. Endlich ward sie den 13. Jan. 1814 mit Sturm von den Preußen unter Tauenzien genommen, welcher davon, bis an seinen Tod 1824, den Titel eines Grafen von Wittenberg führte. Die Stadt kam hierauf mit dem Herzogthume Sachsen 1815 an Preußen, und ward als Festung beibehalten und durch neue Werke verstärkt.

Außer den erwähnten Kriegsleiden traf Wittenberg auch häufiges Brandunglück, besonders verderblich 1588, 1652 und 1684, minder 1551, 1640, 1671, 1687 und 1758. Auch die Pest wüthete mehrmals in ihren Mauern, daß die Universität deßhalb 1506 nach Herzberg, 1527 und 1536 nach Jena, und 1552 nach Torgau auswanderte, wohin sie auch im 7jährigen Kriege flüchtete, während sie sich 1813 nach Schmiedeberg begab. Noch einmal 1613 kehrte die Pest zurück, und 1800 raffte eine bössartige Frieselepideemie viele Menschen weg. Daher erreichte früher die Bevölkerung niemals die Einwohnerzahl der Gegenwart, da man sonst 7000 als die höchste angab, wiewohl die Stadt als Sitz der Universität, eines Hofgerichts, eines Schöppenstuhls, eines Consistoriums, eines Kreisamts, eines Marsch-

kommissariats, nebst einer Kreissteuereinnahme, eines Hauptgeleites, einer Salzniederlage, eines Getreidemagazins u. noch wichtiger war. — Seit der Besinnahme durch die Preußen, sind nicht nur viele Brandstellen aus dem 7jährigen und letzten Kriege, sondern auch die beiden Vorstädte wieder aufgebauet worden, und die Stadt befindet sich überhaupt im gedeihlichen Fortschreiten. Auf den Brandstellen des 7jährigen Krieges, am Plage des grauen Klosters, hat man 2 ansehnliche Gebäude, ein großes Provianthaus und ein Zeughaus mit einer Hauptwache erbauet. Auch hat man das Andenken an Luther vor dem Elstertore erneuert und auf der Stelle, wo er den 10. Dez. 1520 die Bannbulle Leos X., das kanonische Recht und mehre Schriften seiner Gegner verbrannte, eine Luthereiche gepflanzt.

Da die Vereinigung der Universität mit der Festung nicht länger zweckmäßig schien, so ward die erstere 1817 mit der hallischen, unter dem Namen der vereinten Universitäten: Halle und Wittenberg, verbunden. Ihr Vermögen wird, unter dem Namen der wittenberger Stiftung, besonders verwaltet. Uebrigens hatte die Universität, seit den Zeiten der Reformation, manche wesentliche Verbesserung und Erweiterung erhalten. Schon Christian I. gab eine zweckmäßige Universitätsordnung, und nahm 1598 eine gänzliche Reform mit derselben vor. Am Ende des 16. Jahrhunderts erhielt sie auch ein anatomisches Theater, 1612 ein eignes Hospital, das aber 1640 durch den Krieg wieder einging. Georg II. schaffte 1660, im Einverständniß mit andern Universitäten, den verderblichen Pennalismus ab; allein grobe Uebersreste desselben blieben doch noch bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts. Unter ihm ward auch 1660 ein botanischer Garten angelegt. Friedrich August I. verlieh ihr das Recht, Notarien zu kreiren und Poeten zu krönen, so wie er ihr auch manche im 30jährigen Kriege verlorne Einkünfte zurückgab. Dafür beschränkte er aber die akademische Gerichtsbarkeit und verschiedene Befreiungen von Abgaben. Friedrich August II. schenkte ihr die erwähnten russischen Präparate, welche vorher in Dresden aufgestellt waren. Der schon erwähnte verdienstvolle Graf Hohenenthal gründete 1766, nach Professor Hillers Pläne, ein akademisches Seminar, welches 1805 durch den Professor Pölzig eine bessere Einrichtung erhielt. Friedrich August III. stiftete 1785 die Professur der Oekonomie und Kameralwissenschaften, 1796 die Professorstelle, und gab dem Universitätsmechaniker Skuhr, welcher 1795, auf einem Theile des Walles, zum Gebrauche der Universität, noch einen botanischen Garten angelegt hatte, eine jährliche Unterstützung von 125 Thlr. Außerdem beschlossen 1804 die Landstände die Errichtung eines Hebammen-Instituts, welches auch später errichtet wurde. So befand sich die Universität, zu Anfang des 19. Jahrhunderts, in einem äußerlich und innerlich blühenden Zustande, und feierte daher 1802 vom 17—20 Oktober ihr drittes und letztes Jubiläum, wozu Friedrich August 3000 Thlr. bewilligte, mit eben so großer Freude und Glanze als Anstand und Würde, nachdem sie 1602 unter Christian II., dessen Bruder, der Herzog August, schon 1601 das Rectorat übernommen hatte und bei der Jubelfeier

mit den Professoren an einer Fürstentafel speiste, das erste Jubiläum mit einem kurfürstlichen Geschenck von 699 Gulden 18 Gr., und das zweite Jubelfest 1702, wozu Friedrich August I. 1500 Thaler bewilligte und zur Ausschmückung der Schlosskirche, in welcher für den Kurfürsten, der gleichfalls das Rectorat übernommen hatte, aber bei der Feier nicht erschien, ein Thron errichtet wurde, kurfürstliche Tapeten schickte, mit den üblichen Festlichkeiten gefeiert hatte. — Auch lehrten, während dieser Zeit, immer einige ausgezeichnete Männer in den verschiedenen Fächern, und allgemein anerkannt sind die Verdienste eines Leyer, Berger, Wernher, Klügel, Wernsdorff, Stübel und Zacharia um die Rechtsgelehrsamkeit; eines Reinhard, Dresde, Weber, Nisch und Schleusner um die Theologie; eines Alberti, Sennert, Schneider, Vater, Böhmer, Leonhardi und Krensig um die Medicin; eines Hase, Schurzfleisch, Ritter, Schröckh und Pölis um die Geschichte; eines Gösteli, Weidler, Hase und Ebert um die Mathematik; eines Reinhard, Krug, Grohmann und Klossch um die Philosophie und so vieler Aenderer. — Wittenberg hat auch selbst, in älterer und neuerer Zeit, mehrere vorzügliche Männer hervorgebracht, namentlich den jüngern Lukas Kranach, den Akustiker Schladni (nicht Dreslau, wie Vor. B. II. S. 21 irrig steht), den Geographen und Vorsteher der Blindenanstalt in Berlin, August Zeune, den Anatomen Weber in Leipzig, den Theologen Nisch in Bonn, den Improvisator August Böhlinger u. A.

N e u w i e d .

Unter den 70 Rheinstädten, welche die herrlichen Ufer des alten deutschen Stromes schmücken, und durch römische Alterthümer, mittelalterliche Bauwerke, moderne Gebäude, schöne Denkmäler, merkwürdige Sammlungen aller Art und mannichfaltigen Gewerbefleiß, wie durch große historische Erinnerungen alter und neuer Zeit ausgezeichnet sind, nimmt Neuwied, wenn auch nicht durch hohes Alter, doch durch seine angenehme Lage, regelmäßige Bauart, freundliches Aeußere, Betriebsamkeit der Einwohner und vorzügliche Natur- und Alterthums-Sammlungen, gewiß nicht eine der letzten Stellen ein. Es liegt am rechten Ufer in einer fruchtbaren Ebene, umgeben von Hügeln, Feldern, Wiesen, Weinbergen und Obstgärten, zwischen Dörfern, Burgruinen und Schlössern, in reizender Abwechselung, 1 Stunde oberhalb Andernach, 3 Stunden unterhalb Koblenz, und ist Hauptort des Immediat-Fürstenthums Wied, wie auch Residenz des Fürsten, und Kreisstadt im Regierungsbezirk Koblenz.

Auf dem niedrigen rechten Rheinufer schweift der Blick bis zu den Vorbergen des Westerwaldes, auf dem höheren linken Ufer des Stromes schließen die Vorhöhen der Eifel den Thalkessel ein. An der Südseite von Neuwied erblickt man jenseit des Rheines das altergraue Andernach, dicht dabei das ehemalige Nonnenkloster St. Thomas mit einer Windmühle, weiter hinauf die Netze, ein Gut mit freundlichen Gebäuden und Umgebungen, im Hintergrunde das kahle Haupt des Sattelberges, und ganz in der Ferne den Hochsimmer bei

Mayen. Etwas oberhalb Neuwied liegt das Dorf Weisenthurm, und über demselben steht die Denkyramide von der Sambre- und Maasarmee, wie die Inschrift: L'armée de Sambre et Meuse à son Général Hoche, sagt, dem General Hoche errichtet, welcher am 15. Sept. 1797 zu Wehlar starb und in Koblenz begraben wurde. Weiterhin folgt eine Reihe Dörfer, und denselben gegenüber liegen Mühlenhöfen und Engers mit seinem schönen Schlosse. Nordöstlich von Neuwied ragt vor Allem das Rheingibraltar Ehrenbreitstein hervor, zeigen sich die grauen Rudera der Saynburg; längs der Bergkette zieht eine Reihe Dörfer zwischen Obstplantagen hin, darunter blinken die lichten Mauern der ehemaligen Abtei Romersdorf hervor, während in den grünen Waldungen das graue Gemäuer der Burgruine Braunsberg den Blick des Beschauers auf sich zieht. Im Westen glänzt, weit in das Land hineinschauend, das freundliche Lust- und Jagdschloß der Fürsten von Wied, Monrepos, die nordwestliche Bergreihe zierend. Näher an der Stadt liegen die Dörfer Niederbieber und Heddendorf auf den Trümmern römischer Lagerstätten; unterhalb Neuwied das Dorf Irlich mit seiner neuen, hoch gelegenen Kirche, darüber Feldkirch, eine alte Kirche mit mehreren umliegenden Dörfern, und unten dehnt sich das Dorf Fahr oder Umfahr, wo eine Fähre nach Andernach führt, mit der Ruine Friedrichstein aus, von den Landleuten Teufelshaus genannt, weil es vom Grafen Friedrich, wie man sagt, mittelst drückender Auflagen erbauet wurde.

Die Stadt bildet ein Viereck, welches von 5 (nach dem Rheine) sie in die Länge, und 4 in die Quere durchschneidenden Straßen in 25 Quadrate abgetheilt wird. Die Straßen und Häuser sind regelmäßig, und die weißen Steine des fürstlichen Residenzschlosses und der Kirchen geben der ganzen Stadt, welche weder Mauern, noch Thore hat, ein freundliches Ansehen, gegen welches Andernach und Koblenz sehr abstechen. Alle 9 Straßen sind schnurgerade, 40 Fuß breit, zum Theil gut gepflastert, und werden reinlich gehalten. Die Häuser, deren Anzahl sich ungefähr auf 530 beläuft, sind meist zwei Stock hoch, zum Theil im niederländischen Geschmacke erbaut, und mit Mansarden oder gebrochenen Dächern versehen. Unter den vornehmsten Gebäuden fällt zunächst das Schloß, am Westende der Stadt, am Rheine, in die Augen, empfiehlt sich aber mehr durch eine zweckmäßige und geschmackvolle innere Einrichtung, als durch äußere Pracht und großen Umfang. Von den 5 verschiedenen Kirchen ist keine besonders ausgezeichnet, noch weniger die Synagoge der Juden. — Vor den übrigen Privathäusern bietet das Casino, 1826 vollendet, mit seinen geschmackvollen Säulen, einen schönen Anblick dar, und das von pelckensche Haus ist auch ein stattliches Gebäude. — Neuwied hat 2 öffentliche Plätze, den Marktplatz und den Karls- oder Luise-Platz, von denen der erstere ein längliches Viereck, nicht weit vom Rheine, mit Akazien bepflanzt ist und an seiner Nordseite die reformirte Kirche hat, während der andere, durch dessen Mitte die Fahrstraße geht, mit Linden bepflanzt und mit eisernen Ketten umzogen ist.

Die Einwohner Neuwieds, ihrem religiösen Glauben nach, Reformirte, Lutheraner, Ka-

tholiken, Herrnhuter, Mennoniten, Inspirirte (Quäker) und Juden, 5500 an der Zahl, gehören größtentheils dem Kaufmanns- und Handwerksstande an. Bedeutend sind die Taback- und Cichorien-Fabriken. Außerdem giebt es 2 Pfeifenfabriken, worin die bekannten Köpfe von Maserholz gefertigt werden, einige Fabriken in Baumwollenzeug und Färbereien. Die Fabrik von sogenanntem Gesundheitsgeschirr ist jetzt weniger als sonst beschäftigt. In günstigem Rufe stehen auch die neumieder Seifensiedereien, Brauereien, Brennereien, Gerbereien, die Tischler- und mechanischen Arbeiten. Ausgezeichnet ist der Kunstfleiß der hiesigen Brüdergemeinde, namentlich in Pianofortes, Thonöfen, Branntweinapparaten, Feuersprizen, Pumpen &c. Der Rheinhandel mit eignen Kunst- und fremden Naturerzeugnissen (aus der Nachbarschaft) ist ansehnlich; es giebt hier 16 Schiffer mit 17 Fahrzeugen auf dem Rheine. Eine 1818 errichtete fliegende Brücke verbindet Neuwied mit dem linken Rheinufer, und befördert den lebhaften Verkehr des gewerbfleißigen Ortes.

Die hiesigen Unterrichts- und Wohlthätigkeits-Anstalten sind: 1 königl. evangelisches Schullehrer-Seminar, welches für die Regierungsbezirke Koblenz, Trier, Köln und Aachen bestimmt ist, 1 höhere Bürgerschule, 1825 an die Stelle der früheren lateinischen Schule errichtet, 3 Elementar-Schulen der Hauptgemeinden, und verschiedene Privat-Institute, unter denen das der evangelischen Brüdergemeinde für Knaben und Mädchen, nicht nur aus allen Gegenden Deutschlands, sondern auch von Ausländern stark besucht wird; 1 Kleinkinderbewahranstalt, 1 allgemeines Krankenhaus, 1 besonderes Hospital, 1 Verein zur Erziehung sittlich verwahrloster Kinder, 1 Frauenverein &c. Für Verbreitung des Evangeliums bestehen hier 1 Bibelgesellschaft und 1 Missionsverein; für gesellige Unterhaltung 2 musikalische Vereine, das Casino und die Kränzchen-Gesellschaft. — Außerdem befindet sich hier 1 königl. Hauptsteueramt und 1 standesherrliches Justiz- und Bergamt.

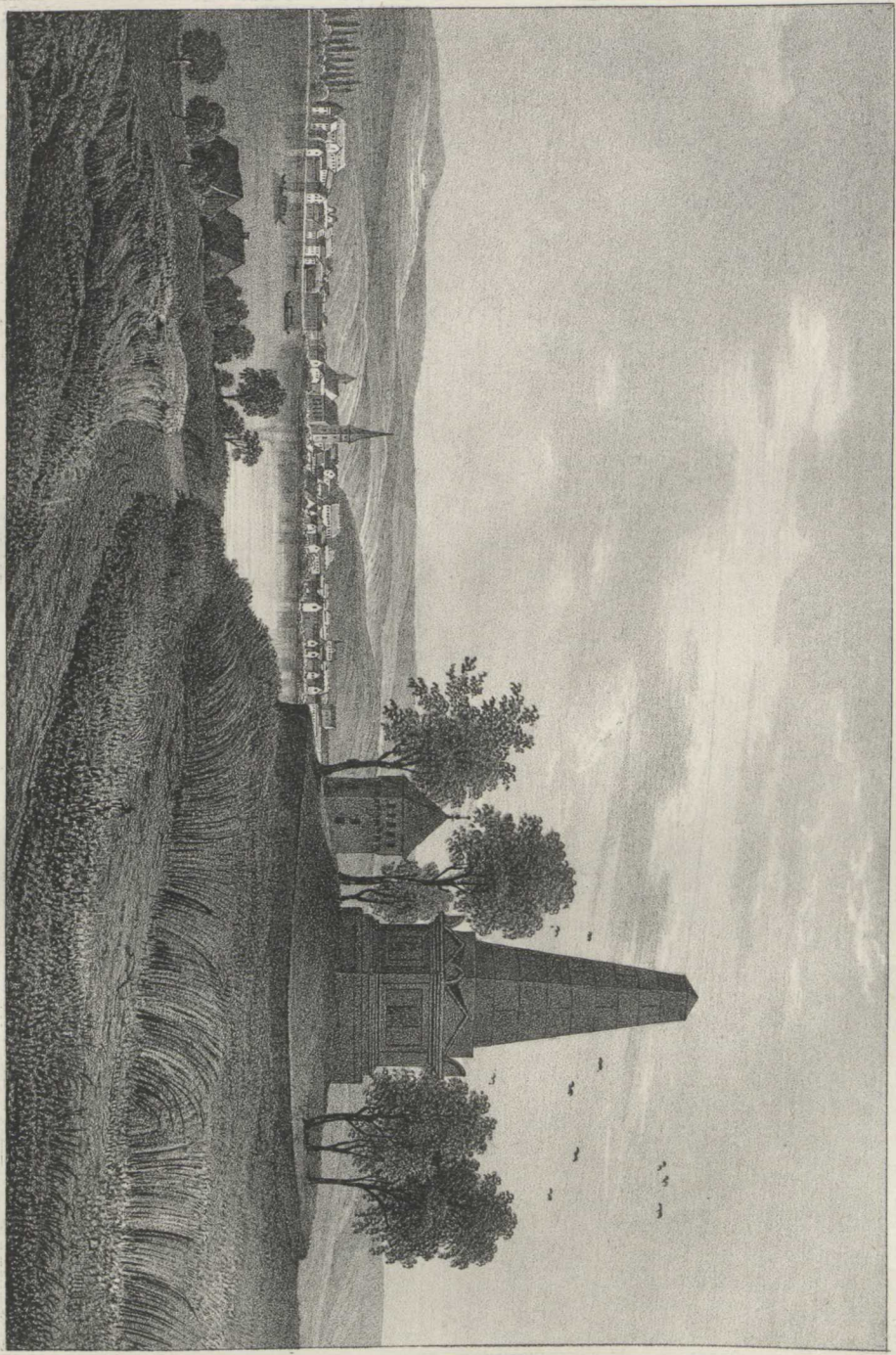
Besonders sehenswerth sind: 1) das naturhistorische Museum des Prinzen Maximilian zu Wied, welches dessen reiche Sammlungen aus Brasilien und Nordamerika enthält, und seit 1817 im Fasaneriegebäude des Schloßgartens aufgestellt ist; 2) das Alterthums-Kabinet, welches aus den seit 1791 bis 1826 fortgesetzten Nachgrabungen bei Neuwied entstanden ist und mit der Bibliothek in einem Seitengebäude des Schlosses aufbewahrt wird. Auch der geschmackvolle Schloßgarten mit seinen mannichfaltigen Anlagen, reizenden Ausichten und melodischen Chören von Singvögeln, verdient einen Besuch. Die vorzüglichsten Punkte der Umgegend sind der Park Rothhausen mit einer Kettenbrücke über die Wied, das Dorf Niederbieber, Schloß Monrepos, die Saynerhütte, Engers, der Friedrichs- oder Kenneberg, das Gut Netze, die alte Burg Wernersack &c.

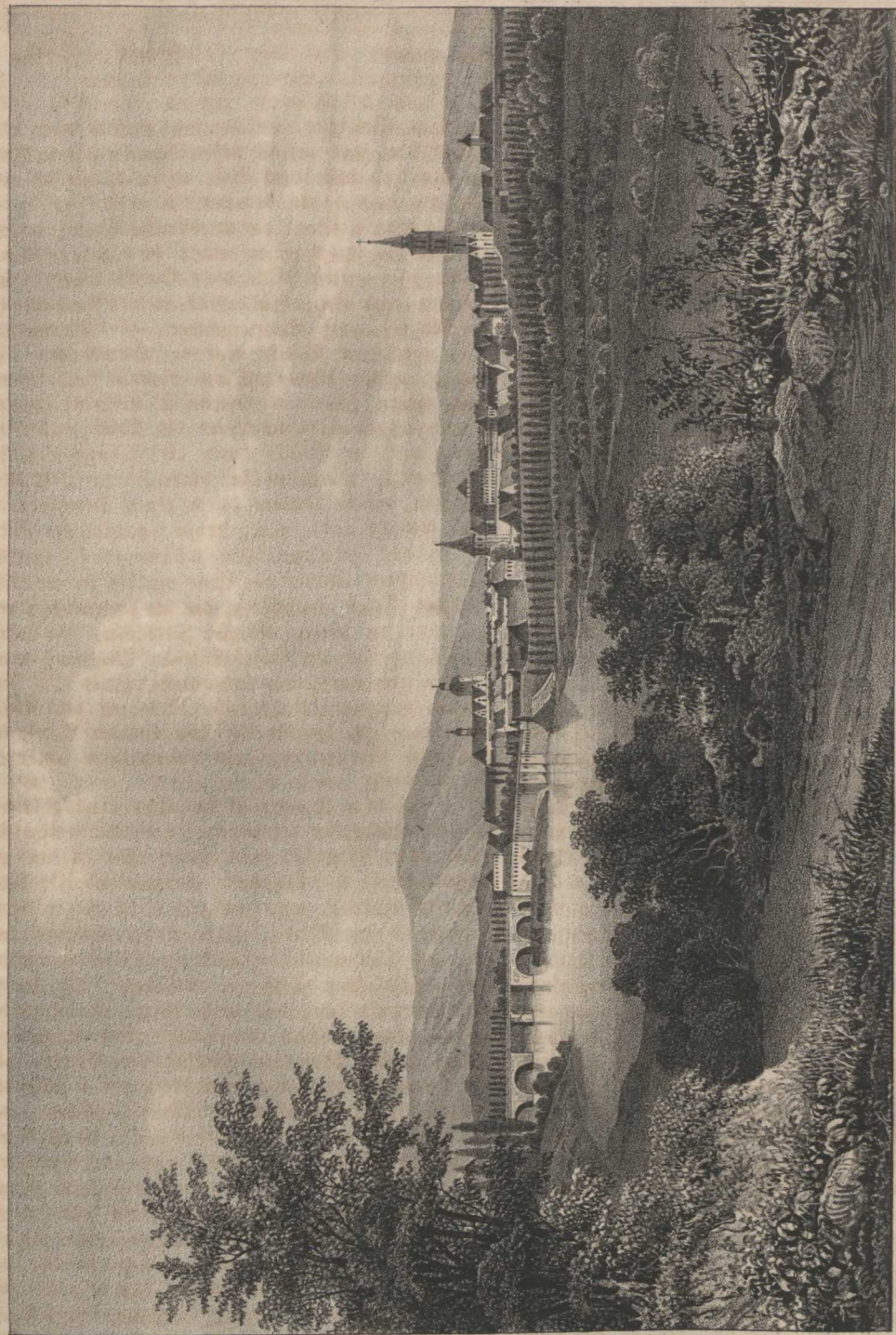
Neuwied, auf der Stelle, wo früher das vor

und im 30jährigen Kriege zerstörte Dorf Langendorf stand, vom Grafen Friedrich von Wied-Neuwied, nachdem er zuerst 1648 ein Schloß, das er Neuwiedt nannte, und um welches schon 1649, unter dem Namen Langendorf, einige Häuser erbauet wurden, aufgeführt hatte, in den folgenden Jahren gegründet, wozu Kaiser Ferdinand III. 1653 die Genehmigung ertheilte, kam durch Religionsfreiheit, besondere Privilegien und des edlen Grafen kräftige Unterstützung schnell empor. Er schenkte Grund und Boden, baute selbst mehre Häuser und verkaufte sie billig oder verschenkte sie. So entstand sehr bald die Schloß- und Rheinstraße. Im Jahre 1662 fertigte er die städtischen Privilegien aus. Die erste und größte Gemeinde, welche sich bildete, war die reformirte, zu welcher sich auch das fürstliche Haus bekannte und noch bekennt. Mit dieser hatten denn auch die andern Gemeinden, wegen ihres Schul- und Kirchenwesens, lange Kämpfe, weil die Nichtreformirten, nach der Stiftungsurkunde, nur freie Religionsübung in ihren Häusern haben sollten. Man verweigerte ihnen besondere Kirchen, Schulen, Kirchhöfe &c. Nach und nach wurden die Beschränkungen aufgehoben und ihnen gleiche Rechte zugestanden; doch müssen noch jetzt die Mennoniten ihre Kinder in die Schule der Reformirten schicken. Schon früh traf die neue Stadt großes Unglück durch die Franzosen, welche sie 1694 plünderten, das neue Schloß und viele Häuser verbrannten. Friedrichs Nachfolger, Friedrich Wilhelm, suchte hierauf die verwüstete Stadt wieder herzustellen, und bauete auch bis 1712 das Schloß wieder auf. Auch gab er 1736 eine neue Polizeiordnung. Einer höchst glücklichen Zeit erfreute sich Neuwied unter der weisen Regierung des Grafen Alexander, welcher seinem Vater von 1737 bis 1793 folgte, und seiner trefflichen lutherischen Gemahlinn Karolina, Tochter des Burggrafen von Kirchberg, Grafen zu Sayn und Wittgenstein &c. Er ließ Häuser bauen und Fabriken anlegen; beförderte den Ackerbau und ordnete die kirchlichen Verhältnisse der verschiedenen Gemeinden. Einer Kolonie sogenannter französischer Herrnhuter, welche sich Unitäts-Brüdergemeinde nannte, ertheilte er eine Generalkonzeßion, und erweiterte diese 1756 bis zu gleichen Rechten mit den übrigen Hauptgemeinden. In Anerkennung seiner großen Verdienste ward er mit seinem Hause 1784 in den Reichsfürstenstand erhoben. — Traurige Zeiten brachte für Neuwied, wie für die ganze Rheingegend, der französische Revolutionskrieg in den Jahren 1795, 96 und 97. Die Franzosen gingen hier, wie einst Cäsar, 52 und 50 v. Chr., mehrmals über den Rhein. Ganze Theile der Stadt wurden dabei eingeäschert, Gärten und Felder verheert, und die Einwohner beraubt und gemißhandelt. Vom 29. Aug. bis in die Mitte Septembers 1795 hatte die Stadt die Schrecknisse und Verheerungen einer Beschießung zu ertragen. Seitdem hat sie sich jedoch wieder erholt und blühet jetzt, durch Gewerbleiß und Handel, schöner als vormalis.

Hierzu als Beilagen:

- 1) Friedrich von Matthiesson. 2) Die Luther-Stube im Augusteum zu Wittenberg.
- 3) Neuwied.





III. 18.

Minden.

BI.